Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 8

Artikel: Blick in neue Schweizerbücher
Autor: Frisch, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759610

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Blick in neue Schweizerbücher

Von Max Frisch

Mehr als ein Blick kann es in der Tat nicht sein. Die Zeit, die zur Verfügung stand, war dieses Jahr noch knapper als sonst, wir sahen uns vor einer ganzen Säule beschriebenen Papieres, und jedes Buch hat ein Recht darauf, dass es gründlich gelesen werde oder gar nicht. Aus dem schlechten Gewissen, das ein flüchtiges Lesen hinterlässt, kommt es, dass soviel gelobt wird. Wem ist damit gedient? Nicht einmal dem Verleger, denn es wird zuviel gepriesen, als dass noch jemand daran glaubte, und der Verfasser ärgert sich über die freundliche Albernheit des Lobes, über den Mangel an Auseinandersetzung. Unter Schaffenden ist es zudem kein Geheimnis, dass das Gelingen immer ein Ereignis darstellt, ein Sonderfall auch unter den Begabten. Wir müssen wohl selber die Härte aufbringen, dem Lob wieder seinen Wert, seine Seltenheit zurückzugeben.

Einige neue Erscheinungen blieben hier unerwähnt, weil der Schreibende vorläufig keinerlei Beziehung dazu gefunden hat; andere lagen nicht vor. Sie sollen darum nicht für immer übergangen sein.

Martha Niggli: Der Rödendalhof (Büchergilde Gutenberg)

Ein altes Herrenhaus in Schweden. Die Schreiberin kommt als Haushilfe zu ihrer früheren Schulgenossin, die nach Schweden verheiratet ist und nun als Gutsherrin waltet. Eine Frau, von einer Frau gesehen, das hat schon einen zusätzlichen Reiz, und ein anderer besteht darin, dass die Verfasserin, wenn sie nach Schweden kommt, kaum mehr von den Rödendals weiss als wir; sie kommt, sie sieht, sie hört. Nicht zu wissen, nach welcher Seite die ziemlich gemischten Eindrücke einmal ausschlagen werden, gibt diesem Buch, lange bevor es sich um Handlung bemüht, seine beste und natürlichste Spannung. Man geniesst es, dass die Verfasserin noch nicht ihre Urteile dazu gibt, sie geht gleichsam nur als unser Auge herum, — und plötzlich ist dieser

Alltag wie ein Milchglas, dahinter man die verschwommenen Umrisse von gehenden Menschen sieht, schattenhaft, gedämpft, gespenstisch, die andere und eigentliche Wirklichkeit.

Diese Transparenz ist das Beste des Buches.

Da ist der Schwede, der Offizier, breit und blond, der Inbegriff des Gesunden und Einfachen im Geiste. Er hat seine Waffenplätze, seine Pferde, seine Knechte, seine Mergelgruben. Was ihm die Frau vorwirft: er lacht immer nur, wenn es peinlich wird. Man sieht ihn zum Greifen, obschon am wenigsten von ihm gesagt ist. Das Vornehme an ihm, der im Gegensatz zu der ziemlich bürgerlichen Schweizerin alles andere als förmlich ist, liegt im Wikingerhaften. Er steht in der Küche, von einem schmutzigen Ritt zurück, zusammen mit dem Verwalter bei kaltem Fleisch und Schnaps; in gespreizten Stiefeln lacht er über seine Frau, die ihn strafenden Blickes ansieht. Er gehört zu den seltenen Naturen, die sich nichts vergeben können, ein starker und tumber Mann, dem Ränkespiel seiner kleinen zerbrechlichen Gattin nicht gewachsen. Sie nämlich, die Schweizerin, entpuppt sich ganz als kleine Hedda Gabler, das heisst: die Teufelei aus Langeweile, das flügellahme Spiel mit der Untreue, man fingert in lauter fremde Schicksale hinein, die andern bluten dafür.

Das Buch, das auf lange Strecken hin trotz einer gewissen Gesprächigkeit fesselt, fällt leider plötzlich ab, als es seine weltanschauliche Ernte einbringen will, — was bleibt, ist einmal mehr das Heimweh nach der Ferne, nach der Grossräumigkeit des Geländes: dies immer in der Hoffnung, dass dort auch das Grosszügige im Menschen eher gedeihe.

*

Karl Schölly: Besinnliche Geschichten
(Verlag Tschudy, St. Gallen)

Ein kleines Buch, das schon vor einem Jahr erschienen ist. Im Buchhandel stehen Dinge von solchem Alter bereits auf den Regalen, die nur noch mit einer Leiter und auf ausdrückliches Verlangen erreichbar sind. Man scheue sich darum nicht! Das genannte Buch hat im Laufe des Jahres einen guten Ruf bekommen, denn es ist nicht ein Wagnis, das in Kühnheiten nur halbwegs gelang, — mit Büchern jener Art, scheint es, kann unser

Volk immer sehr wenig anfangen; auch in der Kunst verlangt es das Solide, auch hier wirkt das Wagnis schon beinah landesfremd, — was Schölly in jenen fünf Geschichten gab, die uns zum ersten Mal mit ihm bekannt machten, ist eine schöne Gelungenheit im Erprobten. Man weiss, was man für seine Zeit hat. Stofflich gute Einfälle, Spannung, eine Sprache, die sich weder in ihrem Tonfall noch in der Bildkraft vordrängt, die sich auf angenehme Weise zu benehmen weiss. Plötzlich fragt man sich nach dem Alter des Verfassers; wenn er jung ist, so ist sein Können erstaunlich und — in seiner Ausgeschliffenheit, in seiner Tadellosigkeit eines Gesetzten, eines Altmeisters — beängstigend.

Karl Schölly: Der Bund von Sankt Martin
(Verlag A. Francke A.G., Bern)

Nun ist vom gleichen Verfasser ein erster Roman erschienen. Ein Roman in Briefen. Eine Form also, die früher öfter vorkam, in erlauchtem Beispiele vorliegt und dennoch, bevor wir dieses Buch noch aufgeschlagen haben, eine Reihe lebhafter Bedenken auf den Plan ruft: alles Geschehen, das sich abspielt, werden wir aus zweiter Hand bekommen; wir sind niemals Augenzeugen und gelangen niemals an den Schauplatz heran; alle Aussagen, die die Menschen machen, hören wir wieder durch eine Aussage hindurch; immer hockt uns dieser Briefschreiber davor, verdeckt uns die unmittelbare Aussicht und noch in Augenblicken, wo sich das Erschütternde eines Schmerzes oder einer Freude vollzieht, hören wir das Kratzen seiner Feder. Wozu das? Auch werden wir möglicherweise ruppig, dass einer gar nicht an uns schreibt, und trotzdem sollen wir es vor allem lesen.

Das die Bedenken.

Es bleibt die Frage: Was gibt es, das all diese Gefahren aufwiegt? Man könnte sich denken, dass zwei oder mehrere Menschen einander schreiben; es würde dadurch beispielsweise erreicht, dass wir ein und dasselbe Geschehen mit verschiedenen Augen und verschiedenen Herzen erleben, das heisst, die Briefform brächte uns das Befreiende einer höheren Uebersicht, und das eigentliche Ereignis des Werkes bestünde darin, zu erleben,

dass die Welt nicht ein Tatbestand, sondern eine Vorstellung ist. Dies nur als Beispiel. Schölly überlässt alles einem einzigen Briefschreiber; er muss also andere Ziele haben, die das Mühsame und Literarische eines Briefromanes aufwiegen.

Das Positive, das sich im Augenblick über das Buch aussagen lässt: die Gesinnung, der begeisterte Drang zur Männergemeinschaft. Schon in einer früheren Erzählung von ihm ging es darum; dort waren es Schulkameraden, die den Sturm und Drang noch einmal leben wollen. Auch in diesem Bund von Sankt Martin, der in unserem Vaterland und unmittelbar vor Ausbruch des Krieges handelt oder eigentlich zu handeln erst anfängt, steht als oberstes Statut: Begeisterung. Was die Ziele betrifft, lässt man sie mit weiser Vorliebe im Dunkeln; im Dunkeln leuchtet die Flamme der Begeisterung am schönsten. Freundschaft unter Männern, wie es sie zu Zeiten gab, — zweifellos blüht diese Sehnsucht auf einem Ast, der ins Kommende weist und noch grün ist, oder wieder grün. Vorläufig ist es allerdings, was eine wirkliche und eigene Zukunft nicht ausschliesst, vor allem eine Neuromantik, eine Wiederbelebung, ein singender Idealismus mit Schillerkragen, mit einer Locke von deutschem Wanderburschentum —.

*

Ruth Blum: Blauer Himmel — Grüne Erde
(Verlag Huber u. Co., Frauenfeld)

Ein neuer Name. Die Verfasserin stammt aus einem Bauerngeschlecht aus dem Schaffhausischen, ein Umstand, den der Verlag nicht anzuzeigen versäumt, — zu anderen Zeiten war es ein Trumpf, wenn der Verfasser aus der Arbeiterschaft stammte; immer wieder setzen wir die Hoffnung auf einen Stand; immer wieder das Ausschliessliche eines Gottesgnadentums — zur Zeit liegt es gerade auf den Bauern, die heutzutage ohnehin soviel zu tun haben. Wohin wir schauen, überall ist es die abendländische Sehnsucht nach dem Ursprünglichen, die unsere Geschlechter bewegt — und hunderte, tausende beschreiben das ursprüngliche Leben, das wir in der Tat noch am ehesten in den Bauern sehen. Was ist dadurch der Ursprünglichkeit gedient? Wir suchen alljene, die — gleichviel, was der Gegenstand ihrer

Beschreibung dann sei, Bauern oder Städter, Dirnen, Kinder Aerzte, Neger, Pfaffen, Künstler, Henker, Damen, Krieger — ursprünglich schreiben!

— — —

Das Buch, das wir hier anzuzeigen haben, ist ein Erinnerungsbuch, dazu in Ich-Form, es schildert die eigene Jugend auf dem Dorfe, das Haus der Eltern, die erste Schulzeit, Gewitter, Grossvater und Grossmutter, die Nähe der Grenze, die Flüchtlinge, das lange Wegbleiben des eignen Vaters, der die Grenzbesetzung mitmacht, die häuslichen Sorgen, die wirtschaftlichen Nöte und die bekannten Schönheiten der heimatlichen Landschaft. Dabei schreibt die Verfasserin eine flüssige, gefällige Sprache und versteht es auch, wie man einen solchen Stoff einteilt, sie hat nicht den Ehrgeiz, die Dinge ganz mit eignen Augen anzusehen, und das ist natürlich schade. Eine Dorfjugend, auch wir wissen es aus den Büchern, stellt einen grossen Reichtum dar; aber jede Niederschrift bedeutet eine Auslese, und darin, ohne dass der Verfasser sich darum bewusst wird, liegt wahrscheinlich die künstlerische Hauptarbeit; das Zeichen eignen Erlebens. Nicht jedes Dabeigewesensein bedeutet eigenes Erleben. Man kann auch in einem Dorfe aufgewachsen sein und das Dorf erzählen, wie man es aus Büchern kennt. Das ist die schmerzliche Enttäuschung des Dilettanten: Er hat es erlebt, Gott kann es bezeugen, und man glaubt es ihm nicht. Er bedient sich der gleichen Mittel, deren andere sich auch bedienen, und sie wirken nicht; die gleichen Farben, sie leuchten nicht. Wieso das? Er spürt, dass all seine rührenden Erinnerungen, die jedem Menschen ein Heiliges sind, die andern durchaus nicht unbedingt rühren. Immer mehr bemüht er sich um das Poetische, das er, als Mittel zum Schmackhaftmachen, vorzugsweise im Lieblichen sieht — und entfernt sich noch mehr von jeder Wirklichkeit des Erlebens, die einzig packt.

Das Buch wird viele freundliche Leser finden.

Andere, wie gesagt, überzeugt es nicht. Es bleibt familiär und auf eine Weise fraulich, die zu einem ketzerischen Nachsatz verlockt — es ist uns nämlich, als sollten sich die Frauen, auch solche mit Lorbeerkranz, überhaupt vor der Ich-Erzählung hüten; sie gelingt ihnen noch seltener als dem Mann.

*

Wilhelm Iff: Tod und Auferstehung (Verlag Francke A.G., Bern)

Es ist ein Berner Arzt, der diesen Roman geschrieben hat, offenbar sein Erstling. Dass wir die Bücher gegeneinander vergleichen, die durch Zufall zusammen auf den Tisch kommen, hat wenig Sinn; dennoch stellt sich eine Beziehung zum vorher genannten unwillkürlich ein. Auch hier nämlich, vermuten wir, geht es um Lebenserinnerung. Sie bedient sich diesmal des Romanes. Sie führt ebenfalls in ländliche Herkunft zurück. Schon dadurch, dass sie über mehrere Geschlechter einer ehemals bäurischen Familie ausholt, führt sie über die Grenzen der eignen Person hinaus, und das Ganze ist nicht mehr von einem Ich gesehen. Was den Verfasser bewegen mag, ohne dass ihm noch der unmittelbare Ausdruck gelingt, ist im Gegenteil gerade die Einreihung. Eine Geschichte der Herkunft. Der Stoff ist nicht unerhört, aber sehr schön. Geschlechter kommen und gehen, das ist schon in der Bibel gestaltet, in grossen Epen, Tod und Auferstehung; es gibt keinen Grund, warum ein Berner Arzt es mit seinen Mitteln nicht wieder versucht. Er erzählt von den Ahnen des Geschlechtes, die von altersher wohl immer Bauern waren; später geht der Hof verloren, und die Zeiten verändern auch die Familie; einer wird Leinenweber, sein Sohn schon wird Arzt, und dessen Sohn, der Letzte auf dem Bild, versucht sich als Künstler in Paris, bis auch er wieder in die Heimat zurückkehrt. Das ist, fast uns allen bekannt, das Auflösen aus einer Hierarchie, die wir im Dunst der Vergangenheit und mit dem Glanze der Wehmut sehen, das eigentliche Geschehen des letzten Jahrhunderts, die Verästelung in lauter Einzelmenschen, wo jeder seinen Weg geht; noch haben sie, sozusagen als letzte nährende Wurzel, den Begriff der Heimat .... Eben sind wir daran, dieser Wurzel unsere unendliche Sorge entgegenzubringen.

Ein Beispiel für die Schreibweise:

„Eine dumpfe, namenlose Angst bemächtigte sich Ulrichs, wie er eines Tages die schlimme Lage so deutlich erkannte, und seine Lippen begannen in der Verzweiflung zu beben, da er nun hinausstarrte durch die kleinen, kalten Fensterscheiben, kaum achtend, dass der Novembernebel immer dichter die kahlen Bäume umhüllte und sich lautlos über die braunen Aecker und fahl-

grünen Wiesen ausbreitete, wo nur noch die Hahnenfussbüschel, von den Rindern auf der Herbstweide stehen gelassen, wie kleine Inseln aus dem wogenden Meer emporragten. Und auch die Weidenstöcke drunten am Bachrand sah er jetzt nicht, —"

Man fragt sich, warum wir es gerade jetzt sehen müssen, wo er es nicht sieht. Ueber solche Beispiele liesse sich vieles sagen, durchaus nicht spitzfindig. Aber so schreiben viele, auch Berufsschreiber, die sich für Dichter halten, auch ausländische, die unser Völklein in ganzen Wagenladungen verschlingt. Es ist die Romanschablone — Wir loben Den, der sie zerschlägt!

*

Albert Jakob Welti: Wenn Puritaner jung sind
(Morgarten Verlag, Zürich)

Ein Buch von amerikanischem Umfang! Es gibt drei Möglichkeiten für ein solches Buch. Erstens: ein gewaltiger Stoff, der, schon auf das Kürzeste gesagt, nicht kürzer einzubringen war, ein Nibelungenstoff. Zweitens: die Fülle liegt nicht im Stoff, sondern in der Darstellung, Fülle des Schauens, Ueberfluss der Erfahrung, die einen solchen Reichtum an Menschenkenntnis, an Witz und Weisheit über die berichtete Geschichte auszuschütten hat, dass es schade und unverzeihlich wäre, wenn man den Leser durch Kürzungen hinterginge und beraubte. Drittens: eine blosse Schmiererei, wo alles stehen bleibt, was vom Verfasser je geschrieben worden ist, gesudelt einfach, nicht geformt, nicht gedichtet, ein sträflicher Papierverschleiss in solcher Zeit.

Was trifft in unserem Fall nun zu?

Welti, der zugleich Maler ist und also zu den Doppelbegabungen gehört, wie sie gerade in dieser Form, als Dichter-Maler, im südlichen Raum des deutschen Sprachgebietes nicht selten ist, kennen wir bisher durch seine Bühnenwerke. Sein bisher Bestes, nach unserem Wissen, ist der „Steinbruch", übrigens auch der stärkste Erfolg eines Mundartschauspiels. Hunderte haben es der Mundart zuliebe angesehen, tausende überliessen es den Heimattümlern, es fiel unter den unausrottbaren Verdacht gegen das Einheimische, das auch heute, zur allgemeinen Mode erkoren und bis zum Exzess gehätschelt, durchaus keine Natürlichkeit der Achtung geniesst. Es fehlt uns, vielleicht durch un-

sere Kleinstaatlichkeit und die politische Rolle bedingt, nach wie vor die Selbstachtung auch in Geistigen, oder besser gesagt, die Selbstverständlichkeit unsrer Selbstachtung — kurzum, es war ein ausserordentlich starkes Werk; ein paar Kitschigkeiten waren auch dabei. Welti ist kein Musterknabe des literarischen Benehmens; auch das gehört zu der echten Kauzigkeit seiner Begabung.

„Der Inhalt des Buches" sagt er nun von seinem ersten Roman: „darf sich vielleicht als ein Versuch rechtfertigen, das Verbindungsstück zwischen zwei Puritanismen, dem verwichenen und dem künftig zu gewärtigenden, herzustellen und die Begründung einer sehr persönlichen Meinung zu erbringen. Es will nämlich dem Schreibenden scheinen, dass wir nur als Puritaner uns selbst behaupten und die Aufgaben erfüllen können, die uns im Rahmen des grossen Weltgeschehens zugewiesen sind."

Soweit sein eigenes Vorwort.

Fülle des Schauens — also doch Möglichkeit zwei — Reichtum an Menschenkenntnis, an Witz und Weisheit fesseln uns bald an ein erregendes Buch. Drei Buben landen auf der gleichen Schulbank, wir verfolgen ihre Jugend in einem Trio, das die einsame Linie der einzelnen Stimmen nicht verliert. Nach zehn Jahren suchen sich die vergessenen Freunde wieder; der eine ist plötzlich Pfarrer, der andere ein zügiger Handelsherr und Ueberseer, der dritte ein Künstler, innerlich wie äusserlich auf dem Hund. In einem Zuge ist die erzählerische Geräumigkeit geschaffen, die diese Breite der Darstellung vollauf verträgt, — und die andere Rechtfertigung: Hier erzählt nun wirklich ein echtes, ein lebendiges, ein ursprüngliches Temperament!

„Wer mit uns lacht, nimmt uns auch ernst", sagt einmal der Pfarrer, als Vorschlag an die Essigmienen einer puritanischen Kommission; diese aber, den Humor nicht ablehnend, verlangt vor allem sehr viel Takt: „Ein guter Witz sollte einschlagen, und doch niemand treffen. Bis er aber soweit zurechtgefeilt war, lohnte es sich meistens nicht mehr, ihn zu machen."

Der leidenschaftliche Ernst dieses Buches, dessen Ton man burschikos nennen wird, bekundet sich nicht in Stirnrunzeln, nicht als schlechte Laune, nicht als Weihrauch, nicht als Miene wie auf steinernen Denkmälern — der Ernst steht dahinter, auch darin erblicken wir die Würde dieses sehr unzimpferlichen

Buches — es ist, was nicht bei jedem behauptet werden kann, von einem Künstler geschrieben, es hat eigene Gesinnung, eigenen Blick, eigene Mittel. Eines davon ist die faszinierende Präzision seines Witzes. Man ertappt sich über lautem Lachen — und unversehens hat uns doch die stille Ergriffenheit, die nirgends gemacht, nirgends aufgetragen wurde.

Wo das Ganze schliesslich hinausläuft; ob es sich zu einem tragenden Gewölbe schliessen wird, lässt sich allerdings in diesem Jahr nicht mehr entscheiden. Wir hoffen es! Es wäre damit ein grosser und einmaliger Wurf gelungen.

*

Albin Zollinger: Der Fröschlacher Kuckuck
(Atlantis Verlag, Zürich)

Wir haben das kleine Buch, das wir für die reinste Dichtung halten, im letzten Heft ausführlich besprochen; es sei hier nachgetragen, dass eine junge Künstlerin, Warja Honegger-Lavater, das Bändchen illustriert hat; ihre Zeichnungen treffen das Innig-Kauzige, das Verschmitzte vorzüglich, begleiten die Dichtung mit ihren eigenen Mitteln und ihrem eigenen, ergänzenden Humor. Auch ist die Verbindung mit dem Schriftbild einmal überzeugend gelungen. Wenn unsere schweizerische Leserschaft auch an diesem Buch vorbeigeht, ist ihr durch nichts mehr zu helfen, ihre herablassende Gunst auch nicht einmal wünschenswert.